

Das Böse stirbt nicht

von Theresa Pieper

Seelenschmerz

Unter Leons Schuhen knirschte die noch warme Asche seines ehemaligen Hauses.

Stundenlang war er in der Nähe umhergeirrt, um irgendjemanden zu finden, und war schließlich hierher zurückgekehrt- doch keine Menschenseele war ihm begegnet. Wie auch? Jegliches Haus entlang der Straße, in der er früher einmal gewohnt hatte, war zerstört worden und jedes hatte etliche Menschen mit in den Tod gerissen. Er war allein. Verbittert blickte er hinunter auf seine verstaubte Kleidung. Den Dreck, den die aufwirbelnde Asche verursachte, würde er nie wieder herausbekommen. Geschweige denn das getrocknete Blut, das seine Arme und vor allem den Unterkörper zierte, dachte er mit einem Anflug von sadistischer Ironie. Doch das half ihm jetzt wenig weiter. Ungeachtet des Drahtes, der das früher so gut gepflegte und durchaus hübsche Anwesen umgeben hatte, lief er los, obwohl er genau wusste, wie wenig Aussicht auf Hoffnung er hatte. Leon stapfte über den verkohlten Rasen auf die Hausruine zu. Er verbot sich mit zusammengebissenen Zähnen den Gedanken, was wohl seiner Familie zugestoßen sein mochte und machte sich, obwohl sein ausgezehrter, übermüdeten Körper nach Nahrung und Schlaf schrie, daran, die kohlenden Überreste von seinem Zuhause zur Seite zu schaffen. Sein Herz klammerte sich an das Bild des kleinen Bunkers, den er gemeinsam mit seinem Vater gegraben hatte, kurz bevor er eingezogen worden war. Doch schnell wurde ihm klar, dass er umsonst gehofft hatte. Unter den Trümmern des halb verbrannten Hauses fand er eins seiner Familienmitglieder- oder zumindest das, was von demjenigen übrig geblieben war. Das Feuer hatte fast das gesamte Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerstört, ebenso wie die Kleidung und die Gliedmaßen. Leon keuchte. Die Größe des Leichnames ließ für ihn keinen Zweifel zu: vor ihm lag seine jüngere Schwester Elena. Der Schrecken, über den er während des Krieges so viel gehört hatte, hatte auch ihn heimgesucht; doch der Schock, den Leon erwartete, blieb aus. Eher fühlte er nichts. Eine gähnende Leere bereitete sich in ihm aus, so als betrachte er ein Bild, das ihn nicht weiter interessierte. Eisige Kälte ergriff von ihm Besitz. Mit abwesendem Gesichtsausdruck schob er Elena auf den geschwärzten Rasen- und kletterte weiter. Wie ein Irrer, der sein Leben lang nach einem verfluchten Schatz gesucht hatte und nun endlich wusste, wo er graben musste, wühlte sich Leon durch den Berg voller heißer Asche, Holz und Staubflocken. Seine malträtierten Hände hinterließen auf jedem Stein, den er berührte,

eine schleimige Blutspur, doch er bemerkte es kaum. Immernoch fühlte er nichts. Sein Körper war wie eingefroren. Minuten später fand er seine Mutter. Zusammengekrümmt wie eine Gebärende lag sie auf dem Boden des kleinen Bunkers. Sanft, fast als trüge er ein Kind und nicht seine um Jahre ältere Mutter, hob Leon sie auf die Arme und brachte sie hinaus zu Elena. Das Feuer hatte sie nicht erreicht, doch es musste ihr langsam und unerbittlich den Sauerstoff aus dem kleinen, von Holzbalken gestützten Bunker gezogen haben, bis sie erstickt war. Ihr Gesicht wirkte entspannt und friedvoll, so als hätte sie in ihrer letzten Stunde keine Schmerzen mehr gespürt. Dies alles registrierte Leon auf einen Blick. Er spürte nichts- keinen Schmerz, keine Trauer. Nur ein schwarzes, dunkles Loch, das sogar seine Angst über diese grauenvolle Gefühlslosigkeit verschluckte. Und trotzdem konnte er nicht aufhören. Seine blutüberströmten Hände versagten ihm erst den Dienst, als er auch seinen Vater fand. Mit einem wimmernden Laut trat Leon einen heruntergestürzten Balken beiseite, der den gesamten Unterleib seines Vaters einquetschte. Mit zitternden Händen hob er ihn hoch- er wusste selbst nicht, woher er die Kraft dazu nahm- und bettete ihn an die Seite seiner Frau. Mit brennenden Augen blickte er auf die kleine Familie, die dort zu seinen Füßen ruhte, und plötzlich fühlte es sich an, als hätte ihm jemand in die Brust gestochen. Er begriff, dass sie niemals wieder eine Familie sein konnten, dass er seine Mutter nie wieder lachen und seine kleine Schwester nie wieder weinen hören würde, sein Vater ihm niemals beibringen konnte, ein richtiger, ehrenhafter Mann zu sein und keiner, keiner von ihnen würde jemals wieder mit ihm sprechen. Bei dieser Erkenntnis begann das schwarze Loch plötzlich zu schrumpfen. Seine Enden dickten ein und verschrumpelten zu Kohle. Leon griff sich an die Brust. Immer noch war alles in ihm gefroren, doch plötzlich loderte die schwarze, verschrumpelte Kohle auf, so, als hätte jemand mit schwarzem Feuer seine Seele in Brand gesteckt. Das Feuer bereitete sich in ihm aus, schmolz mit einem Mal das Eis, das ihn unfähig gemacht hatte, Trauer zu spüren und gab ihm mit einem Schlag seinen Schmerz zurück. Leon schrie. Was er fühlte, war für ihn nicht mehr von menschlicher Natur. Die Qualen waren für ihn die Schrecklichsten, die er jemals in seinem ganzen Leben bisher verspürt hatte und es war ihm, als müsste er daran zu Grunde gehen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er es tat, doch er brüllte den Schmerz, den das flammende Inferno in seinem Innersten verursachte, heraus, bis er erschöpft auf den immer noch heißen Boden fiel. Dunkelheit hüllte ihn ein. Ein erlösendes Gefühl, so als befände er sich in Trance, machte sich in ihm breit, lähmte seinen Körper und schaltete sein Bewusstsein aus. Sein letzter Wunsch war es, zu sterben.

Doch er starb nicht. Nicht einmal diese Gnade erwies ihm sein Schicksal. Das Einzige, was ihm gegönnt worden war, war, dass sich tiefe Nacht wie ein schwarzes Tuch über die zertrümmerten und verbrannten Straßen von Los Angeles gebreitet hatte, sodass ihm, als er wieder zu sich kam, der Blick auf das, was einmal sein Zuhause gewesen war, erspart blieb. Mit einiger Mühe kramte er eine seiner zwei Soldatendecken aus dem Rucksack, den er bei sich getragen hatte und breitete sie notdürftig über seine Familie. Mehr konnte er nicht für sie tun. Mit dem stillen Schwur, ihren Tod zu rächen, sollte sich ihm jemals die Möglichkeit dazu bieten, richtete er sich auf und blickte in den dunstverhangenen Himmel. Der Rauch, der immer noch aus den zerstörten Gebäuden emporstieg, verdunkelte das Blau der Nacht und stahl den Sternen ihr Licht. Nirgendwo konnte Leon ein Lebenszeichen anderer entdecken. Ohne einen Blick zurück zu werfen, stapfte er los. Immer die mit Gesteinsbrocken, Unrat und Autowracks gespickte Straße entlang. Seine leere Feldflasche stieß bei jedem Schritt gegen den schmerzenden Oberschenkel. Er hatte nicht lange überlegen müssen, was er als nächstes tun würde; sein Körper hatte ihm schlichtweg keine andere Wahl gelassen. Der Proviant, den jeder Soldat vor dem Angriff auf die Stadt erhalten hatte, war längst aufgezehrt. Er musste sich schleunigst auf den Weg machen, um irgendwo Verpflegung herzubekommen. Unterbewusst ahnte er, dass er, sollte er noch länger hier herumirren, entweder vor Kummer wahnsinnig werden, verdursten, verhungern, oder aber seinen Verletzungen erliegen würde, die aufgrund der starken Verschmutzung bei seiner vergeblichen Rettungsaktion begonnen hatten, sich zu entzünden und nun schmerzhaft pochten. Also klammerte er sich mit aller Kraft an den Gedanken, ein halbwegs erhaltenes Haus zu finden, in dem es womöglich noch Nahrung und bestenfalls einen Verbandskasten geben könnte. Schnell wurde ihm klar, dass ein schreckliches Feuer in diesem Teil der Stadt gewütet haben musste. Autos, Straßenbahnen, Busse und alle anderen Verkehrsmittel waren ausgebrannt und teilweise vor Hitze sogar zusammengeschmolzen. Leon spürte ein schmerzhaftes Stechen in der Magengegend, während er sich durch die Asche wühlte, die die brennenden Bäume am Straßenrand hinterlassen hatten. Es war totenstill. Als er daran dachte, was für ein „Glück“ er gehabt hatte, ausgerechnet in seiner Heimatstadt stationiert worden zu sein, stieß er ein freudloses Lachen aus. Welcher Soldat hatte schon die Möglichkeit, sofort von dem Schicksal seiner Familie zu erfahren, als monatelang auf den Brief der Staatsanwaltschaft warten zu müssen? Und dann kannte er sich hier auch noch aus! Leon schnaubte verächtlich. Jeder andere Soldat hätte ihn darum beneidet, doch er wusste es besser. Die Anwälte verkündeten bloß den *Tod*

der Familienangehörigen. Niemals wäre ein Beamter auf die Idee gekommen, dem Soldaten näher zu erläutern, *auf welche Weise* es geschehen war. Doch er hatte alles mit eigenen Augen und dazu auf sich allein gestellt ertragen müssen. So schnell aber würde er nicht aufgeben, beschwor Leon sich selbst. Der Gedanke daran, dass er das, was seiner Familie widerfahren war, eines Tages würde rächen können, erhielt ihn so weit, dass er seine Suche nach Verpflegung fortsetzen konnte. Wer weiß, vielleicht hätte er sich ja auch umgebracht, um das Leid nicht mehr ertragen zu müssen? „Schluss mit solchen Gedanken!“, herrschte er sich selbst an, während er über das Gestell eines verlassenen Kinderwagens stieg. „Es kann schließlich auch sein, dass noch jemand hier deine Hilfe braucht! In Selbstmitleid zu versinken, bringt dich auch nicht weiter!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, fiel ihm auf, dass er mit sich selbst redete, Jetzt nur nicht durchdrehen, dachte er sich und marschierte strammen Schrittes weiter. Die Ruine in seinem Rücken wurde mehr und mehr von der rauchigen Dunkelheit verschluckt, bis schließlich nichts mehr von ihr zu sehen war.

Minutenlang spielte Leon mit dem Gedanken, ob er in den Häusern seiner Freunde nach Überlebenden suchen sollte, doch diese Entscheidung wurde ihm abgenommen, als er merkte, dass er sich hoffnungslos verirrt hatte. Der Krieg hatte den ehemaligen Platz seiner Kindheit in ein Schlachtfeld verwandelt, auf dem er nach einiger Zeit weder wusste, aus welcher Richtung er kam, noch, in welche er unterwegs war. Es kam ihm so vor, als suchte er bereits schon Stunden nach etwas zum Essen, als ein lautes Scheppern aus einem Haus drang. Es klang unnatürlich laut in der riesigen, verlassenen, großen Stadt und hallte die Straße entlang wie ein Fluch. Im ersten Moment war Leon versucht, wegzulaufen. Was, wenn sich bereits Plünderer in der gefallenen Stadt befanden, um nach Brauchbarem oder gar Wertvollem zu suchen? Er kannte dieses Volk, die meisten von ihnen waren skrupellos und angsteinflößend. Der spitze Schrei, der dem Scheppern gefolgt war, hinderte ihn jedoch daran. Er hatte nicht nach Plünderern geklungen- eher nach einem hilflosen Kind. Einen Moment zögerte Leon noch. Dann aber drehte er sich erneut herum und eilte auf das Haus zu. Wer auch immer sich dort befand, dieser jemand brauchte seine Hilfe. Flüchtig nahm Leon wahr, dass er auf seiner Suche achtlos an diesem Haus vorbeigegangen wäre. Es sah vollkommen zerstört aus. Wie sehr er sich in seiner Einschätzung getäuscht hatte, zeigte sich, als er vorsichtig und darauf bedacht, nichts anzustoßen und das Haus möglicherweise so zum Einsturz zu bringen, eintrat. Im Gegensatz zur nicht mehr vorhandenen Haustür und der darauf folgenden, völlig ausgebrannten Diele, stand das Wohnzimmer, das fast gänzlich unbeschädigt geblieben war-

wenn man mal von einer dicken Asche- und Staubschicht absah. Die Möbel wirkten alt und teuer, ein Kamin, der wohl eher zur Zierde gedacht war, erstreckte sich an der Frontseite des Hauses und Bücherregale verdeckten nahezu alles von der teuer wirkenden Tapete. Halb verärgert ob der gelungenen Täuschung und halb geängstigt, weil er fürchtete, doch nicht das vorzufinden, was er erwartete, trat er vorsichtig in die Küche. Hier herrschte ein Durcheinander von Töpfen, Pfannen, Kesseln und Deckeln, die allesamt in jegliche Richtungen verstreut lagen. Teller waren zerbrochen, nicht ohne vorher mehrere breite Kerben in die Fliesen zu schlagen. Mitten in dem Chaos saß ein Mädchen und weinte. Sie saß auf einem Stuhl, hielt mit einer Hand ihren Fuß, auf dem offensichtlich einer der Töpfe seinen Aufprall gelandet hatte und mit der anderen ihren Kopf, der blutverschmiert war. Grund dafür war, wie Leon beim Eintreten sehr schnell erkannte, eine Platzwunde auf der Stirn. Als sie ihn bemerkte, wandte sie sich erschrocken um und flüchtete unter den Küchentisch. „Hallo.“, begann Leon ungeschickt. Er ging in die Hocke, um dem Mädchen in die Augen blicken zu können. Sein Gesicht war von Wut und Schmerz verzerrt. „Ich habe deinen Schrei gehört und bin hergekommen, um dir zu helfen.“ Er versuchte zu lächeln und wartete auf eine Antwort. Das Mädchen schwieg. Nach ein paar Augenblicken versuchte er es erneut. „Mein Name ist Leon.“ Aus großen Augen starrte sie ihn an, schwieg jedoch beharrlich weiter. Schließlich seufzte Leon und begann, die Töpfe, Pfannen und heil gebliebenen Teller wieder zusammenzuräumen. Früher oder später wird sie doch wohl merken, dass ich ihr nicht Böses will, dachte er. Tatsächlich kroch das Mädchen nach ein paar Minuten vorsichtig unter dem Tisch hervor und half ihm- immer noch ohne ein Wort zu sagen- den Schaden zu beseitigen. Als die letzte Scherbe beseitigt war, blickte sie vorsichtig zu ihm auf. „Danke.“ Erleichtert lächelte Leon sie an. „Gern geschehen. Wie konnte das passieren?“ Er deutete mit einer ausladenden Bewegung auf die nun wieder hergestellte Küche. „Ich habe versucht, an die Vorratskammer zu kommen.“, antwortete das Mädchen. Leon wurde hellhörig. Das klang verheißungsvoll, vor allem für seinen mehr als leeren Magen. „Kann ich dir irgendwie behilflich sein?“, fragte er vorsichtig. Nun, da er erst einmal die Chance gewittert hatte, etwas zwischen die Zähne zu bekommen, würde er sich nicht so schnell wieder abwimmeln lassen. „Falls du dort oben die kleine Tür über den restlichen Schränken öffnen kannst? Ich bin dafür wohl leider etwas zu kurz geraten.“ Mit einem Aufatmen registrierte Leon, dass sie ihn scheu anlächelte. Offensichtlich waren die Wunden, die das heruntergestürzte Regal verursacht hatte, nicht allzu schmerzvoll. Er streckte sich und zog den Stuhl heran, der der Kleinen offensichtlich zum Verhängnis geworden war. Eines der Beine wackelte bedrohlich, als Leon einer Leiter gleich auf ihn stieg. Das Mädchen musste ihr Gleichgewicht verloren und Halt suchend nach dem Regal gegriffen haben, um sich an ihm festzuhalten, was jedoch nur dazu geführt hatte, dass

nicht nur sie, sondern auch das Regal plus Inhalt auf der Erde gelandet waren. Die Tür zur Vorratskammer war nicht höher als Leons Oberkörper und ließ sich nur schwer öffnen. Doch seine Mühe wurde belohnt: Als die Klappe mit einem lauten, protestierenden Knarren aufschwang, sah es für Leon so aus, als öffnete sich die Pforte zum Paradies. Doch bevor er die Kammer einer genaueren Inspektion unterziehen konnte, ertönte von unten eine fordernde Stimme. „Dankeschön, das war sehr lieb von Ihnen. Aber würden Sie mich jetzt bitte mal auf den Stuhl lassen?“ Erstaunt wandte Leon den Kopf. Das Mädchen wartete augenscheinlich ungeduldig darauf, dass er seinen Platz räumte. Leon bezwang seinen bohrenden Hunger und stieg vom Stuhl, um ihr Platz zu machen. Es nutzte nichts, wenn er nun über ihre Vorräte herfiel und sie so mit ziemlicher Sicherheit verängstigte. Er konnte kein kleines Mädchen gebrauchen, das ihn vor Angst wie eine wild gewordene Katze aus dem Haus jagte. Außerdem, überlegte Leon, ist sie das einzige lebende Wesen weit und breit. Auch, wenn er sich vielleicht einen anderen Gefährten als ein kleines, leicht zu erschütterndes Mädchen gewünscht hatte, so war sie doch jemand, mit dem er sich auch mal unterhalten konnte, ohne Gefahr zu laufen, verrückt zu werden. „Leon!“ Überrascht stellte er fest, dass sie ihm seit geraumer Zeit eine Hartwurst anreichte, für die kein Platz mehr auf der Anrichte war. Er nahm die Wurst entgegen- und verspürte sofort den übermächtigen Drang, sie mit einem Mal hinunterzuschlucken. Nur mit Mühe legte er sie auf den Küchentisch, wo das Mädchen mittlerweile den Tisch mit flinken Händen für zwei Personen gedeckt hatte. „Ich würde ja eigentlich jetzt gerne etwas essen.“, ergriff sie das Wort, während sie erst sich und dann Leon in seiner dreckigen Kleidung musterte. „Aber ich fürchte, wir müssen uns erst einmal vom größten Dreck befreien.“ Und mit diesen Worten bedeutete sie Leon, ihr zu folgen und führte ihn hinaus in den Garten, wo eine große Waschschüssel stand. Der junge Soldat war vollkommen perplex. Was war mit dem eben noch so verängstigten Mädchen von vorhin passiert? Während er noch dort stand und sich wunderte, woher sie den Mut nahm, so mit einem völlig Fremden zu sprechen, der noch dazu in abgerissenen Lumpen herumliefe, sah er die nächste Überraschung. Unter Schmutz und Blut, die sich mittlerweile in ihrem Gesicht angesammelt hatten, kam eine junge Frau zum Vorschein, die nur wenig jünger zu sein schien als er selbst. Ihr Altersunterschied betrug höchstens drei Jahre. Sie war jedoch so klein und zierlich, dass sie schnell jünger erschien, als sie in Wirklichkeit war.

Während Leon noch herumstand und aussah, als habe er noch nie eine junge Frau gesehen, hatte diese sich schon Haare, Hände und Gesicht gewaschen und bedeutete nun Leon, es ihr gleichzutun. Als er seine verschorften, teilweise noch schmierig glänzenden Hände ins Wasser tauchte, seufzte er ungewollt auf. Es fühlte sich an, als würde er den gesamten Schmutz, der sich während seiner Zeit als Soldat über ihn gelegt hatte, die Trauer, die seine Gedanken verstopft und sein Körpergefühl völlig hatte verschwinden lassen; als würde er alle Erinnerungen, die seinen Geist quälten, fortwaschen, um damit nun endlich eine eigenartige Erlösung zu finden. Er beschloss in diesem Moment, die Geschehnisse ruhen zu lassen, um seine Seele, die so belastet war, von ihren Sorgen zu befreien und vergrub alles, was er erlebt hatte, in der hintersten Ecke seines Gedächtnisses. Als er fertig war, wandte er sich um, um ins Haus zu gehen, doch die junge Frau versperrte ihm den Weg. Sie trug eine große Kiste in den Händen, die sie im Garten auf den aschebedeckten Boden stellte und aufklappte. Den überraschten Ausdruck in Leons Gesicht musste sie bemerkt haben, denn plötzlich begann sie herzhaft zu lachen- ein befreiendes Geräusch in der totenstillen Stadt. Auch wenn es geisterhaft durch die Straßen klang, war es doch für Leon, als hörte er längst vergessene Melodien aus Kindertagen. Ihre Stimme- er vernahm zum ersten Mal richtig ihren Klang- war hoch und hell und ließ ihm einen Schauer über den Rücken rieseln. „Denkst du denn, dass ich in einem Haus lebe ohne jegliche Versorgung?“, fragte sie, immer noch schmunzelnd mit hochgezogenen Augenbrauen. Leon schüttelte den Kopf. Er bückte sich hinunter, um besser in die Kiste hineinsehen zu können. Was er dort sah, kam einer erstklassigen Ausstattung in einem Rettungswagen gleich, oder zumindest der eines Krankentransportwagens. Er sah Mullbinden, Tupfer, jede Menge Salben zur Beschleunigung der Wundheilung oder Desinfektion, Pflaster, Clipser, Nähzeug, ein Zuckermessgerät, sowie andere Dinge, die er als einfacher Soldat nicht kannte. Staunend wandte er sich an die junge Frau. „Nein, natürlich nicht, aber mit so einem Vorrat an Verbandsmaterial hatte ich nun auch nicht gerechnet.“ Er betrachtete seine Hände und fuhr mit einem Seufzer fort: „Aber so zerstört wie ich aussehe, kommt mir soetwas doch gerade recht.“ Sie schmunzelte. „Wundere dich nicht, warum ich hier so lebe, aber meine Eltern haben bestens dafür gesorgt, dass es mir gut geht.“ Leon fragte sich für einen kurzen Moment, ob er sich täuschte, oder ob er wirklich einen traurigen Unterton in der Stimme der jungen Frau hatte mitklingen hören, doch einen Augenblick später wurde er auch schon wieder aus seinen Gedanken gerissen. „Wir sollten zusehen, dass nicht noch mehr Wunden dazukommen und uns schleunigst um die schon vorhandenen kümmern, meinst du nicht auch?“, fragte sie und begann mit flinken Fingern, Leon aus seiner zerrissenen, verschmutzten Soldatenjacke zu befreien. Leon ließ alles mit sich geschehen. Es war Balsam für seine Seele, dass es doch noch jemanden hier gab, mit dem er sich beschäftigen

konnte- und wenn es auch nur um die Verpflegung seiner Verletzungen ging. Deshalb fragte er auch nicht nach, warum sie sich um ihn kümmerte, sondern genoss nur die Berührungen ihrer Hände auf seinem Körper. Es war schwierig für ihn, nicht die Augen zu schließen und sich vorzustellen, was die junge Frau für ihn werden konnte, denn die Verlockung war einfach zu groß. Also besann er sich darauf, gemeinsam mit ihr seinen Oberkörper zu säubern und die Verletzungen am ganzen Körper mit Salben zu bestreichen, bevor sie verbunden werden konnten. Dabei rätselte er herum, wie er am besten ein Gespräch starten konnte, ohne lästig oder aufdringlich zu wirken. Doch diese Entscheidung wurde ihm abgenommen. „Sag’ mal, wie kommst du eigentlich hier her?“, fragte die junge Frau, nachdem sie sich von Leon ein Pflaster auf die Stirn hatte kleben lassen, mit einem Schwung das mittlerweile dreckige Wasser in den Garten gekippt und Leon wieder hereingebeten hatte. „Ich bin davon ausgegangen, mutterseelenallein zu sein, mit Ausnahme von James.“ „Wer ist James?“ „Mein Hund.“ Sie drehte sich um und steckte zwei Finger in den Mund. Kurz darauf erscholl ein schriller Pfiff, der von einem lauten Kläffen beantwortet wurde. Eine Sekunde später kam „James“ aus dem hinteren Teil des Gartens angelaufen- ein riesiger Berner Sennenhund mit dickem Plüschfell und einer weißen Blesse auf der Schnauze. Er begrüßte Leon mit einem stürmischen Stups gegen den Oberschenkel, der den müden Soldaten fast zu Fall brachte. Mit einem keuchenden Lachen schaffte er es gerade noch, an der Schulter seiner Besitzerin Halt zu suchen. „Das ist James.“, grinste diese und schob seine Hand weg. „Was hältst du von einem Mittagessen?“

Gemeinsame Wege

Sie deckten den kleinen Tisch in der Küche mit liebevoll bemaltem Porzellan, sorgten für James’ „kleine“ Zwischenmahlzeit und begaben sich dann zu Tisch. Leons Magen grummelte so sehr, dass James sich von Zeit zu Zeit umsah, wie um sich zu vergewissern, dass er ihm nicht sein Futter streitig machen würde. Doch Leon hatte ganz andere Dinge im Kopf. Kaum hatte er Platz genommen, fanden wie von selbst eine Scheibe Brot und ein dickes Stück Wurst den Weg in seine Hände. Erst einen Augenblick später fiel ihm ein, dass er ja nicht allein war und versuchte, seinen ungesitteten Ausbruch zu entschuldigen, doch die junge Frau lächelte nur. „Iss!“, forderte sie ihn auf und lächelte ihm warmherzig zu. „Es ist genug da, du kannst dich satt essen. Aber pass auf, dass du deinen Magen nicht überfüllst.“ Ihre Warnung war berechtigt, denn schon nach einer kurzen Zeit, in der Leon hastig alles herunterschlang, was ihm zwischen die Finger kam, merkte er, wie Übelkeit in ihm aufstieg. Doch sein Hunger war trotz allem noch nicht beseitigt- es war ein abscheuliches Gefühl, hin- und hergerissen zu sein zwischen dem Wunsch nach Schlaf und

Verdauung und Weiteressen bis zum Erbrechen. Sein Esszwang nahm erst ein Ende, als seine unbekannte Gastgeberin freundlich, aber bestimmt seinen Arm ergriff und ihn zum Sofa führte. „Wie wäre es, wenn du dich jetzt ein wenig ausruhst, hm?“, fragte sie lächelnd und reichte ihm auch noch eine Decke. „Du solltest wieder zu Kräften kommen. Danach können wir schauen, wie es weitergeht.“ Wie hypnotisiert nahm Leon auf dem Sofa Platz, doch er fühlte sich, als stünde er unter Strom. Noch nie im Leben hatte er einen solchen Drang verspürt, sich jemandem anzuvertrauen- egal auf welche Art und Weise. Er wollte noch nach ihrem Namen fragen, doch mehr als ein „Wie heisst du...“, brachte er nicht mehr heraus. Schon senkte sich ein tiefer, erlösender schwarzer Schleier über seine Augen.

Seine Träume holten ihn ein. Erst hatte Leon tief und fest geschlafen, sodass seine junge Gastgeberin ab und zu zum Sofa kam, um zu schauen, ob er noch atmete, doch schon nach wenigen Stunden war es mit dem erholsamen Tiefschlaf vorbei. Die traumlose Welt, in der er beruhigt umhergeirrt war, verwandelte sich in ein tosendes Flammenmeer und um ihn herum konnte er beobachten, wie seine Kameraden im Krieg starben. Ihre Körper verwandelten sich zu Bäumen, die unter der Wucht des brennenden Feuers ächzten. Zu Beginn wirkte alles wie ein einfacher Waldbrand, doch nach und nach kristallisierten sich einzelne Personen aus den Flammen heraus, die Leon wiedererkannte. Er sah seinen engsten Kameraden und Freund verwundet und mit kohlrabenschwarzem Gesicht zwischen den Bäumen hervortreten. Ein Schuss fiel; Andy ging tonlos mit starren Augen zu Boden. Sein Kopf hatte noch nicht begriffen, was er da sah, als schon der nächste Vertraute sich aus den Schatten der Flammen löste und auf ihn zutrat. „Mum?“, flüsterte er heiser, als er die Gestalt erkannte. Er wollte auf sie zurennen, sie umarmen, retten vor der Feuersbrunst, doch er konnte sich nicht bewegen. Hilflos musste er mit ansehen, wie sie auf ihn zuzuging und sich nach wenigen Schritten an die Kehle griff, so, als bekäme sie keine Luft. Ihr Mund öffnete sich wie zum lautlosen Hilferuf, dann schlug sie auf dem Boden auf. Unerbittlich wurde Leon dazu gezwungen, den Tod seiner Mutter Sekunde um Sekunde mitzerleben. Im Traum umschlang sie ihre Beine mit den Händen, warf den Kopf zurück, um ein letztes Mal die nicht vorhandene Luft einzusatmen, dann war ihr Kampf vorbei. Als Leon erkannte, dass sie begann, ihren sterbenden Körper aufzugeben, schrie er und versuchte, gegen seine unsichtbaren Fesseln anzukämpfen- doch vergebens. Seine Mutter starb, ohne, dass er etwas dagegen unternehmen

konnte. Als nächstes trat seine Schwester in sein Blickfeld. Leon, der nun schon wusste, was geschehen musste, wenn sie nicht zurückging, brüllte ihr entgegen, sie solle wieder verschwinden, doch Elena schien ihn nicht zu hören. Lächelnd trat sie auf ihn zu, ebenfalls mit geöffneten Armen. „Elena, du musst zurück!“, schrie Leon verzweifelt, doch noch immer war sie taub für seine Warnung. Langsam begann ihre Kleidung Feuer zu fangen. Elena bemerkte es und versuchte hektisch, die Flammen zu ersticken. Doch für jede erlöschende Flamme kamen drei weitere züngelnde rot-orangene Schlangen auf ihrem Körper hinzu. Wieder versuchte Leon, sich zu befreien. Er hatte doch eine Löschdecke in seinem Rucksack! Aber es half alles nichts- er war dazu verurteilt, hier zu stehen und seiner kleinen Schwester beim Sterben zuzusehen. Elena schrie und wandte sich, wollte ihre Kleidung ausziehen, doch es gelang ihr nicht, da das Feuer sich schon in ihre Haut gefressen hatte. In seiner schieren Hilflosigkeit schloss Leon einfach die Augen, um sie nicht mehr sehen zu müssen. Doch Elenas Tod schien seinen Peinigern noch lange nicht genug zu sein. Nach ihr erlebte er die letzten Minuten seines Vaters mit, die nicht weniger grausam waren, als die Begegnungen mit seinem Freund, seiner Mutter und Elena zuvor. Das Fürchterlichste jedoch wurde ihm bis zum bitteren Ende aufgespart. Gerade als Leon dachte, der Spuk möge ein Ende haben, trat die junge Frau, die sich so liebevoll um ihn gekümmert hatte, zwischen den brennenden Bäumen hervor. Sie trug eine Augenbinde, so, als sei sie blind. Alleingelassen und hilflos Leons Namen rufend tastete sie sich mit verbrannten Händen auf ihn zu. Plötzlich verfärbte sich ihre Augenbinde blutrot. Als Leon schockiert näher hinblickte, erkannte er, dass eine Kugel den Weg zu ihrer Stirn gefunden hatte. Sie taumelte noch ein paar Schritte, bevor sie, dicht vor Leons Füßen, zusammenbrach und sich nicht mehr regte. Dieser versuchte nicht länger, seine Tränen und seinen Frust zurückzuhalten. Mit den Fäusten trommelte er in heillosem Schmerz auf seine Oberschenkel ein. Die Trauer war nicht auszuhalten. Es fühlte sich an, als hätte ihm jemand kurzerhand eine glühende Eisenstange in die Brust und durch das Herz gestoßen. „Leon!“ Er hielt inne, da ihm die Stimme bekannt vorkam. Konnte das möglich sein? Sollte sie etwa doch nicht tot sein? Leon wollte hinunter blicken, zu seinen Füßen, doch dort war nur eine Decke. Verdammt, wo war sie nur hingelaufen? Er musste sie finden! Hastig schlug er die Decke zurück, um aufzustehen, doch irgendetwas, das gegen seine Schulter drückte, hinderte ihn daran. „Verdammt, ich muss zu ihr! Sie ist verletzt!“, brüllte er mit schmerzverzerrtem Gesicht und schlug die sanfte Hand rüde beiseite. „Leon, beruhige dich! Du hast geträumt!“ Erst langsam sickerte die Erkenntnis, wo er sich befand und wer mit ihm sprach, zu Leon durch. Entgeistert blickte er nach oben und erkannte die junge Frau, unversehrt und mit klaren Augen. Sprachlos ließ er sich, geführt von ihrer zarten Hand, auf der nun drei rote Striemen zu erkennen waren, auf das Sofa zurückdrücken. „Du hast geträumt.“

erwiderte sie flüsternd. Sanft strich sie ihm die schweißnassen Haare aus der Stirn. Ihre kühlen Finger taten gut. Leon wollte sie festhalten, sie bitten, für immer an dieser Stelle zu verharren, doch die Kontrolle über seinen Körper war noch nicht ganz zurückgekehrt, sodass er befürchtete, er könne ihr erneut wehtun. Mit schuldbewusstem Blick senkte er die Augen. „Habe ich dich geweckt?“, fragte er vorsichtig. Gegen ihren Willen musste sie plötzlich lachen. „Du hast zwei Tage geschlafen, ich glaube kaum, dass du mich um meine Nacht gebracht hast.“, erwiderte sie scherzhaft und vertrieb damit die knisternde Atmosphäre. Leon war es auf der einen Seite recht- so konnte er nichts Dummes tun. Im Stillen schalt er sich für seine Nachgiebigkeit. Sie war doch nur eine junge Frau! *Aber vielleicht die letzte von deiner Sorte*, flüsterte es in seinem Kopf. Das war die andere Seite, die sich ihre Berührungen zurück- und noch mehr dazuwünschte. Leon schlug barsch mit der Hand durch die Luft, um sein Gewissen zum Schweigen zu bringen. Selbst wenn! Sie war zu jung für ihn... Hoffte er zumindest. „Kann ich dir etwas Gutes tun?“, fragte sie nun und sah ihm in die Augen. *Frag' sie, ob sie dir ihren Namen verrät!*, hauchte die Stimme. Seinen Wunsch ignorierend, antwortete er: „Eine Tasse Tee...?“ Leon zögerte, sie um etwas bitten zu wollen, das er eigentlich gut selbst konnte. Doch er fühlte sich schwach, zu schwach, um aufzustehen. Sein Magen forderte schon wieder feste Nahrung, einhergehend mit einem gewohnten Gefühl von Übelkeit. „Natürlich.“, lächelte sie und erhob sich. *Narr!*, schrie es in seinem Innern, doch Leon gemahnte sich zur Ruhe. Mit der Zeit würde die richtige Lösung kommen. Vielleicht war sie überhaupt nicht an Männern interessiert? Den Ausruf „*Schwachsinn!*“, ignorierte er geflissentlich.

Als sie zurückkehrte, mit einem Lächeln auf dem Gesicht und einer dampfenden Tasse Tee in der Hand, durchströmte Leon ein warmes Gefühl, das den Schmerz, der sich seit den Erlebnissen im Traum wieder in seiner Brust breit gemacht hatte, linderte. Sie setzte sich vorsichtig zu ihm aufs Sofa, zog die Füße an und umschlang die Knie mit den Armen. So saß sie still und beobachtend dort, während Leon den Tee schlürfte, um seinen unzufriedenen Magen und seine Gedanken, die nicht minder aufgewühlt waren, zu beruhigen. „Möchtest du mir erzählen, was du im Traum gesehen hast?“ Die Frage stand eine Zeit lang unbeantwortet im Raum, schwebte durch die angenehm warme Luft- jemand hatte offensichtlich ein kleines Herdfeuer gemacht- und blieb schließlich vor Leon hängen. Langsam rann die dickflüssige Masse der Frage auf den Boden hinunter, wo sie sich in eine zähe Pfütze verwandelte. Erst, als der letzte Tropfen den Boden

beruhigte, entschloss Leon sich dazu, ihr die Frage zu beantworten. Mit seiner Erzählung verschwand auch die Masse vom Boden, wurde aufgesogen von einer unsichtbaren Kraft und in Vertrautheit umgewandelt, die zurückschwebte zu der jungen Frau und sie einhüllte, bis nur noch James als einzige trennende Wand zwischen ihnen lag. Er wärmte ihnen angenehm die Füße und knurrte ab und zu leise im Schlaf, während es draußen dunkler wurde und die Nacht hereinbrach. Die junge Frau hörte zu, ohne ein einziges Mal nach zu fragen, sodass Leon sich bald dazu ermutigt fühlte, ihr auch alle anderen Dinge, die er in der Realität erlebt hatte, anzuvertrauen. Es war mitten in der Nacht, als Leon schließlich in seiner Erzählung innehielt. Die folgende Stille lag ungewohnt pelzig auf ihren Ohren, drückte darauf, bis schließlich wieder das Wort ergriffen wurde. „Ich heiße übrigens Mia.“ Schweigend blickte Leon sie an. Seine Hand ertastete die ihre. Er führte sie hinauf an sein Gesicht, küsste ihre schmalen, langen Finger und bettete sie schließlich an seiner Wange. Als sie, beschämt, ihre Hand wieder zurückziehen wollte, hielt er sie sanft fest. „Lass sie mir einen Moment.“, bat er sie. Mia erfüllte ihm diese Bitte. Lächelnd blickte sie ihn an, betrachtete seine von Schmerz gezeichneten Augen, in die sich bald ein Lächeln stahl. So saßen sie dort, bis der Morgen kam und James lauthals sein Frühstück forderte.

Noch nie in seinem Leben hatte Leon sich so erlöst gefühlt wie an diesem Morgen. Für ihn fiel in dem Moment, in dem er begonnen hatte, scheulos seine Erlebnisse jemandem anzuvertrauen, eine Last von ihm ab. Natürlich bewegten sich seine Gedanken noch immer ruhelos zu seiner Familie, den gefallenen Kameraden und seinem schrecklichen Traum. Er fühlte sich ausgelaugt, hungrig und verlassen. Doch auf der anderen Seite hatte er jemanden kennengelernt, der ihm die Last auf wundersame Art und Weise abgenommen hatte. Nicht alles, aber große Teile davon. Sie frühstückten wieder gemeinsam, so als hätten sie es schon seit einer Ewigkeit getan und einigten sich anschließend darauf, zusammen mit dem Hund spazieren zu gehen. Auch wenn Leon Mia deutlich anmerkte, dass sie sich davor fürchtete, ihre schützenden Wände zu verlassen, so überwog doch die Neugier, was dort draußen alles geschehen war. James kam an eine langen Schnackleine und dann ging es los. Vorsichtig traten sie aus der Eingangstür heraus ins Freie. Das Bild, das sich ihnen bot, machte einen- jedenfalls für Leon- unveränderten Eindruck. So wie es aussah, war Mia während der Bombenangriffe nicht in der Stadt gewesen, denn sie erschrak sichtlich über das, was sie sah. Das verwunderte Leon und in ihm regte sich der Wunsch nach einem Gespräch, um etwas

über ihre Vergangenheit herauszufinden. „Sag’ mal.“, begann er vorsichtig, als sie sich anschickte, die Straße dorthin hinunter zu laufen, von wo er gekommen war. Entschieden griff er ihr unter den Arm und drehte sie in die entgegengesetzte Richtung. Mia befolgte schweigend seinen unausgesprochenen Rat und sie liefen los, einträchtig nebeneinander her, eine unsichtbaren Leitschnur verfolgend. „Wie kommt es eigentlich, dass du hier ganz alleine wohnst?“ Leon sah ihr dabei nicht ins Gesicht, sondern betrachtete ebenfalls ihre zerstörte Umgebung. Gerade passierten sie einen Eingang zu einem Kinderspielplatz, als ihm auffiel, dass sie sich nun schon lange Zeit mit der Antwort ließ. Er blickte er sie fragend an. Sie betrachtete die bis zur Unkenntlichkeit zerstörten Häuser, wobei sie sich fast unablässig auf die Lippen biss. Leon deutete es als ein Zeichen von Nervosität, bis ihm schließlich auffiel, dass in ihren Augen Tränen standen. Ihn überkam ein schlechtes Gewissen. Vielleicht hätte er ein bisschen mehr Rücksicht auf sie nehmen sollen? Sie hatte womöglich Schlimmes durchgemacht und er, tollpatschig wie immer, brachte alles wieder ans Tageslicht. Auf der anderen Seite... Ihm hatte es etwas gebracht, von den Schrecken erzählen zu können, die er mitangesehen hatte. Also entschied er sich dazu, einfach zu schweigen. Wenn sie so weit war, würde sie sich ihm anvertrauen. Und tatsächlich fing Mia nach ein paar weiteren, stillen Minuten, an, etwas zu erzählen- jedoch nicht das, womit Leon gerechnet hatte. „Wir haben früher gemeinsam in einem großen Haus gewohnt, meine Familie und ich.“, begann sie mit belegter Stimme. „Bei uns Zuhause gab es immer ein Kindermädchen, das sich um mich und meine Geschwister kümmerte und einen Koch, damit meine Mutter nicht in der Küche zu stehen brauchte. Weißt du, meine Eltern waren damals ziemlich aktiv.“ Sie unterbrach sich, fuhr aber fort, nachdem sie sich nervös durch die Haare gestrichen hatte. „Wir waren glücklich gemeinsam, ich stritt mich kaum mit ihnen, weder mit meinen Eltern, noch mit meinen Brüdern... Und ich hatte ein sehr, sehr gutes Verhältnis zu unseren Angestellten... Eigentlich habe ich nie darüber nachgedacht, wie es für sie gewesen sein muss, in einem Haus zu leben, das ihnen nicht gehört, denn als Kind war ich so naiv, dass ich fast glaubte, sie gehörten zur Familie. Aber eines Tages waren meine Geschwister plötzlich verschwunden. Ich fragte meine Eltern nach ihnen aus, selbst Lydia und Joseph, aber keiner von ihnen wollte oder konnte mir eine Antwort geben. Ich suchte nach ihnen, Tag und Nacht, träumte von dunklen Verließen und Gräultaten, rannte von Zuhause fort, um woanders nach ihnen zu suchen, bis Joseph mich fand. Er wirkte ebenfalls sehr unglücklich, ich fühlte es. Ein paar Tage später kündigten meine Eltern ihm und Lydia, die ja nun fast dreizehn Jahre bei uns gelebt und gearbeitet hatten, ohne ein Wort der Begründung.“ Sie schwieg eine Weile, kickte kleine Gesteinsbrocken mit abwesendem Gesichtsausdruck vor sich her und überlegte offensichtlich, wie sie weitermachen sollte. Ein leichter Wind wehte, der Leon zum Frösteln brachte. Für einen kurzen

Augenblick erwog er, ihre Hand zu nehmen, doch das hätte sie nur in ihren Gedanken gestört. Schließlich fuhr sie fort. „In der Zeit danach war ich viel allein. Meine Eltern fuhren zu Kollegen, Partnern, Freunden, oder wie auch immer man diese Personen bezeichnen kann, mit denen sie sich trafen und etwas planten, von dem ich selbst nichts mitbekommen durfte. Entweder war ich zu klein, oder es war etwas ins Rollen gekommen, bei dem es gefährlich werden konnte, Mitwisser zu haben.“ Spontan fiel Leon bei ihren Worten ein, was den Krieg, an dessen Ende sie hofften, bald angekommen zu sein, ausgelöst hatte. Genau dieses Verhalten hatte er bei seinen Vorgesetzten ebenfalls beobachtet- wie immer, wenn ein Kriegsgeschehen begann oder zuende ging. Die Menschen wurden misstrauisch, fingen an, sich zu bespitzeln oder gar gegenseitig ans Messer zu liefern. Der große Konflikt, der von allen nur hinter zugezogenen Gardinen und heruntergelassenen Rolläden diskutiert wurde, war Schuld an diesem Misstrauen. Überhaupt hatte er es lächerlich gefunden, diese Trennung der Welt in Osten und Westen. Und dann diese kranken Vorstellungen der östlichen Menschen, reines Blut in der Welt zu züchten. Eine ganze Welt östlicher Menschen zu erschaffen und alle anderen, die unrein waren, zu beseitigen. Als hätte man nicht aus früheren Fehlern gelernt... Plötzlich fiel ihm auf, dass Mia nicht mehr sprach und blickte schuldbewusst zu ihr herüber. Seine Gedanken hatten ihn unaufmerksam werden lassen. Doch es schien nicht so, als hätte Mia weitererzählt. Noch immer sah sie mit leerem Blick zu Boden, einen traurigen Ausdruck auf dem Gesicht. Also beschloss Leon, einfach weiterzufragen. „Und du hast sie nie danach gefragt? Also wer diese Leute waren?“ „Hm, ich glaube, ich habe es versucht.“, antwortete sie. „Aber sie haben mir entweder keine Antwort gegeben, oder keine Chance zum Fragen gelassen. Es war dort plötzlich eine Barriere zwischen uns, die sich nicht fortwischen ließ. Mein kindlicher Verstand begriff nicht den gesamten Ernst der Situation- bis ich schließlich eines Tages in ein sehr großes und sehr schwarzes Auto gesetzt wurde. Meine Eltern waren nicht da, doch trotzdem schrie ich nach ihnen, so laut ich konnte. Ich hatte fürchterliche Angst. Zuvor hatte uns Onkel Enzon noch einen Besuch abgestattet. Er brachte mich zum Auto. Aber mit mir eingestiegen ist bloß der Chauffeur. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich den armen Kerl mit Fragen bombadiert habe, aber er hat geflissentlich geschwiegen. Irgendwann bin ich wohl eingeschlafen- und hier wieder aufgewacht. Seitdem bin ich hier allein, mit der Ausnahme, dass alle drei Monate ein Kleinwagen kommt, um mir Verpflegung zu bringen.“ „Hast du dich denn nie alleine gefühlt?“, fragte Leon ungläubig. Wenn er daran dachte, was er allein durchgestanden hatte, wurde ihm ganz flau im Magen. Sollte ein so junges Mädchen imstande sein, solche Strapazen alleine durchzustehen? Doch dann fiel ihm ein, dass sie ins Haus gekommen sein musste, nachdem die Stadt zerstört worden war- und augenblicklich begannen Fragen in seinem Kopf umherzuschwirren. Warum war sie

mutterseelenallein in eine Stadt verfrachtet worden? Aus welchem Zweck? Und wie lange war die Stadt schon tot? Kümmerte sich niemand aus der Regierung um ihren Wiederaufbau? Oder vielleicht um eine Suche nach Überlebenden? Vor seinen Augen begann es nervös zu zucken, doch Mia diese Fragen anzuvertrauen, hielt er nicht für richtig. Sie begann gerade durch ihn dazu gebracht, ihre eigenen Erlebnisse zu verarbeiten- da wollte er nicht noch mit Politik an die halb zerbrochene Fensterscheibe klopfen, um den Rest auch noch kaputt zu machen. „Natürlich habe ich das!“ Entrüstung stand in ihren Augen, als sie ihn anblickte, doch dann lächelte sie. „Zuerst war es wirklich unheimlich. Mich quälte der Gedanke daran, was meine Eltern tun würden, wenn sie entdeckten, dass nun auch noch ich verschwunden war. Außerdem vermisste ich ihre Stimmen und die Geborgenheit in unserem alten Haus. Ich hatte keine Geräusche um mich herum, keinen Gesprächspartner. Ich hatte bloß James.“ Liebevoll blickte sie den riesigen Hund an, der tollpatschig vor ihnen durch die Asche pflügte und alles nach Lebenszeichen durchforstete. Schnüffelnd schlich er von Ecke zu Ecke. Besonders die verbrannten Baumstämme fand er interessant. „Aber mit der Zeit gewöhnt man sich wieder daran, zum Beispiel ohne ein Radio auszukommen. Wie will man auch sonst mit der Situation umgehen? Ich konnte meine Eltern nicht benachrichtigen, schließlich habe ich kein Handy mehr. Aus irgendeinem Grund wurde dafür gesorgt, dass ich hier abgeschnitten bin. Wäre ich ein wenig stärker, hätte ich mich gegen die Menschen, die mich ins Auto verfrachteten, wehren können- doch wer ist schon schwächer als ich?“ Sie lachte bitter. Es war ein Ton, der in Leon Mitleid wachrief. Obwohl von außen ihre Situation wirklich annehmbar erschien, war der Goldene Käfig, in dem sie hockte, ein noch viel schlimmeres Gefängnis, als das Gefängnis, das ihm seine Träume jede Nacht bescherten. Doch etwas schien Leon noch zweifelhaft zu sein. „Warum hast du dich denn nicht bei mir erkundigt? Wo du bist, wie du hier heraus kommst? Ich meine, du musst doch unglaublich neugierig gewesen sein!“ Mia lachte, dieses Mal jedoch leichten Herzens. „Leon, wenn du eine lange lange Zeit, von der du nicht einmal genau weißt, wie lange sie schon ist, mit niemandem gesprochen hast, genießt du erst einmal den Ton der menschlichen Stimme, das Beisammensein. Vielleicht ist die aufgefallen, dass ich dich sehr viel berührt habe? Ich habe deine Wunden versorgt, dich im Schlaf getröstet. Es hat mir Halt gegeben, einen Menschen zu finden. Jemanden, der so fühlt wie ich, so spricht und genauso denkt.“ Bei ihren Worten durchlief es Leons Körper seltsam heiß. Sie schien auf ein Verhältnis anzusprechen, das er sich schon seitdem er sie das erste Mal erblickt hatte, wünschte. Gleichzeitig wusste er genau, dass sie das nicht mit Absicht tat. Sie sah in ihm einen Freund, jemanden, mit dem sie reden und sich ihm anvertrauen konnte. Er wusste- seine vernünftige Hälfte wusste- dass sie ihn nicht als einen möglichen Lebensgefährten betrachtete. Aber die unvernünftige Hälfte in ihm

forderte genau das. Seine Hand zitterte, als er den Arm nach ihren langen, schlanken Fingern ausstreckte. Sanft, fast entschuldigend, zog Mia ihre Hand zurück, als sie seinen Gesichtsausdruck bemerkte. *Dummkopf! Du musst es anders anstellen!*, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. Ein Bild schob sich ungebeten vor sein Auge. Leon sah die herunterfallende Asche von den Bäumen wehen und bewunderte gleichzeitig, wie sie langsam ihre Struktur änderte, zu Schnee wurde. Weiße Schneeflocken, die die Welt einpuderten, sie stiller und langsamer machten. Die Bäume begannen wieder zu blühen und zu wachsen, obwohl es eigentlich unmöglich war, die Bäume im Winter blühen zu sehen. Eine Lichtung erstreckte sich vor ihnen und die Häuser verschwanden. Vor seinem geistigen Auge sah er ein Mädchen, das Hand in Hand mit einem jungen Mann durch den Schnee ging. Sie unterhielten sich nicht, aber er konnte die knisternde Spannung zwischen ihnen spüren. Die Ladung verstärkte sich, als die Personen sich einander zu wandten und er Mia erkannte. Fast panisch suchte er mit den Augen nach dem anderen Gesicht, um zu schauen, mit wem sie unterwegs war- um dann erleichtert festzustellen, dass die andere Person niemand anders als er selbst war. Wie sie sich so gegenüber standen und tief in die Augen blickten, bemerkte Leon, dass er zu zittern begann. Hastig steckte er die Hände in die Hosentaschen und für einen kurzen Moment verschwand das Bild. Mit einem Gefühl, als würde er ertrinken, klammerte Leon sich so lange an seine Wunschvorstellung, bis sie wieder auftauchte, Struktur annahm und Konturen bekam. Klar sah er nun vor sich, wie Mia sich auf die Zehenspitzen stellte. Ihre Lippen waren nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, die Spannung zwischen ihren Gesichtern war durch kleine zuckende Lichtblitze erkennbar. „Leon?“ Er erschrak und mit einem heftigen Ruck, wie als wäre ein Film abgerissen, verschwand das Bild. Leon brauchte einen Moment, bis er die richtige Mia vor sich erkannte. „Entschuldige, ich war in Gedanken.“ Das heftige Begehren, das in ihm aufgekeimt war, ließ sich bei ihrem Anblick nur schwer wieder unterdrücken- aber er schaffte es. „Macht ja nichts. Wir sollten umkehren, es wird langsam dunkel...Und ich fürchte, James möchte auch nach Hause.“ Mit besorgten Blicken musterte sie ihren Schützling, der langsam und mit gesenkter Schnauze vor sich hin trottete. *Jetzt!*, rief die Stimme in seinem Innern, warf sich gegen die Innenwand seines Kopfes, tobte und schrie. Leon biss die Zähne zusammen. *Du darfst sie nicht umkehren lassen!* Unwirsch schüttelte er den Kopf, um die aggressive Stimme daraus zu vertreiben. Dann schaute er Mia ins Gesicht- und nickte. „Dann komm’.“ Freundschaftlich ergriff er ihren Arm, den sie dieses Mal nicht zurückzog. Ihre Berührung ergab ein so perfektes Zusammenspiel, dass sogar seine Gedanken, denn nichts anderes war es schließlich, das ihn störte, für einen Moment Ruhe gaben. Er atmete leise aus. Menschen sind schon etwas komisches, dachte er im Stillen. Mia wäre ihm, als Frau, vor dem Krieg vielleicht überhaupt nicht aufgefallen. Doch hier, in dieser großen Wüste aus

Gestein, Asche und Staub, begriff er plötzlich, was es bedeuten konnte, leidenschaftlich und bedingungslos zu lieben.

Das Böse stirbt nicht

Leon erwachte, da er zum ersten Mal wieder etwas hörte, das ihm über Jahrhunderte verwehrt geblieben war- jedenfalls schien es ihm solange her zu sein. Sachte stieg er aus dem Bett, um Mia nicht zu wecken, die sich am Abend gemütlich an ihn gekuschelt hatte und auf seiner Brust eingeschlafen war. Noch immer erinnerte er sich lebhaft an die Hin- und Hergerissenheit, die ihn so lange gequält hatte, bis er sich schließlich erschöpft selbst dem Schlaf hingegeben hatte. Er sah seine Gefühle zwischen zwei Extremen, die es ihm unmöglich machten, sie zu vereinbaren. Auf der einen Seite wollte er Mia beschützen, sie aus der Stadt bringen und ihr ein Vater sein, der ihr das Leben bieten konnte, das sie nie gehabt hatte. Sie schien ihm hilflos zu sein wie ein kleines Kind, etwas, das seine Instinkte weckte. Auf der anderen Seite stand sein ungebändigtes und weiterhin ins Unermessliche steigendes Verlangen nach der Frau, die in seinen Augen das schönste Wesen darstellte, das er je auf Erden gesehen hatte. Von Anfang an war Mia etwas Besonderes gewesen, das hatte er bereits gespürt, als sie ihn nach dem kleinen Waschgang ins Haus zurückgebeten hatte. Irgendwo dazwischen lag seine Vernunft, die ihm sagte, dass er das bloß so empfand, da er mit ihr allein war. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, dass er nicht mehr mit einem Kameraden gesprochen, sie angesehen und ihre Stimmen gehört hatte. Mia war eine Göttin, denn sie vereinte alles, nach dem sich sein männlicher Körper sehnte, in ihrem eigenen. Seine zwiespältigen Gefühle schienen zwei vernachlässigte Zwillinge zu sein, exakt gleich im Aussehen, doch charakterlich so unterschiedlich wie nur möglich- und er war hoffnungslos verloren in dem Wunsch, sie irgendwie miteinander zu kombinieren, um eine zufriedenstellende Lösung für beide Seiten zu finden. Doch der Versuch, zwei vernachlässigte Zwillinge zu bemuttern und gleichzeitig ein Lebensgefährte für sie zu sein, ist bereits bei dem Gedanken daran zum Scheitern verurteilt. Doch nun lächelte Leon bei dem Gedanken daran, was er vielleicht gleich erblicken würde, durchquerte das Wohnzimmer und stand vor der halb geöffneten Verandatür. Vorsichtig berührte er mit dem nackten Fuß das nasse Gras, das sich bereits wieder durch die dicke Schicht Asche hindurch gekämpft hatte. Es war kalt und glitschig- ein wundervolles Gefühl von Natur. Leon lachte in sich hinein, als er über den Rasen huschte. Dann blieb er langsam stehen. Er blickte sich um. Tatsächlich. Auf einem der Bäume, die nur so weit heruntergebrannt waren, dass keine Katze bis oben in den Wipfel kam, saß ein kleines Rotkehlchen zwitschernd auf einem Ast. Es wippte lebensfroh, angetrieben durch einen leichten

Aufschwung mit den Flügeln, und hielt nicht einmal inne, als Leon vorsichtig näher trat. Glücklicherweise lächelnd betrachtete er das kleine Geschöpf, das so sanftmütig mit seinen kleinen, schwarzen Knopfaugen auf ihn hinunterblickte. Er schloss die Augen, um noch einen Moment in Ruhe das vermisste Geräusch zu genießen. Dann wollte er sich umdrehen, um zum Haus zurückzugehen.

Von drinnen hörte er einen Schrei. Alarmiert registrierte Leon den Ausruf im Bruchteil einer Sekunde. *Mia!* Ohne zu wissen, was er tat, rannte er los. Seine Beine hoben sich wie von selbst vom Boden, fast wäre er auf dem rutschigen Untergrund gestürzt. Mit dem Geschick eines lang erfahrenen Soldaten fing er sich mit einem Ausfallschritt nach vorn, sammelte seine Kräfte und sprang hinein in das Wohnzimmer. Was er dort sah, ließ sein auf Hochleistung pumpendes Herz fast stillstehen. Mia stand mit dem Rücken zur Wand gegenüber von einem fremden Mann, der ihr die Hände über dem Kopf zusammenhielt. James, der etwas abgekriegt haben musste, lag still am Boden. *Bitte lass ihn bloß ohnmächtig sein*, flehte Leon im Stillen. Wenn ihm etwas zustieß, würde vielleicht Mias Wille, zu überleben, erlöschen. Sein Glück war es, dass sie in eben diesem Moment aufschluchzte, sodass sein nicht gerade katzenhaft leiser Sprung auf den Parkettboden übertönt wurde. Er hielt sich den Mund zu, um sein lautes Atemgeräusch zu ersticken. „Komm jetzt!“

Leon lief ein Schauer über den Rücken, als er die Stimme des Mannes vernahm. Sie war rau und tief und der Akzent klang nach Osten. Er hörte sich an wie ein russischer General. Antrainierte Abneigung erfüllte Leon. Er hatte gelernt, gegen solche Menschen zu kämpfen und sie mit jeder Faser seines Körpers zu hassen. „Das werde ich nicht!“, schluchzte Mia, doch ihr Widerstand schien bei der Berührung des Fremden langsam Stück für Stück abzubröckeln wie die Farbe von einem alten, rostigen Messinggeländer. „Warten Sie nur, bis meine Eltern kommen! Die werden Ihnen schon zeigen, was passiert, wenn so mit mir umgegangen wird!“ Der Mann aber schnurrte ihr nur ins Ohr und drückte mit seinem gesamten Körper den ihren gegen die Wand. „Deine Eltern sind nicht hier Kleines. Du bist alleine im verlassenem und ausgebombten Los Angeles. Nur ich bin hier.“ Leon durchfuhr es heiß und grausam. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als diese Person umzubringen. Noch nie hatte er ein solches Verlangen danach gehabt, noch nie hatte er so eine Genugtuung bei der Vorstellung verspürt, jemanden zu besiegen. Langsam näherte er sich den beiden von hinten. Mia riss die Augen auf und versuchte, ihm zu bedeuten, er solle verschwinden. Der Mann vor ihr deutete ihre Geste als Panik- und schien sich nur noch bestärkter in seinem Handeln zu fühlen. Leon hielt inne. Einen Moment lang traute er sich kaum, zu denken. Er hatte Angst vor dem, was sein Gehirn aus Gewohnheit heraus seinen Armen zu befehlen schien. Doch er war nicht fähig, sich gegen sie zu wehren. Eine Mischung aus Panik, Entsetzen, Frustration und

unglaublicher Enttäuschung brachte ihn dazu, die Hand mit der umgedrehten Pistole sinken zu lassen. Er war nicht besser als dieses Tier da vor ihm, wenn er ihn umbringen würde. Mia riss die Augen noch weiter auf, flehte angsterfüllt um seine Hilfe. Sollte er sie erlösen? Von ihrem Schicksal? Oder sollte er ihr helfen? Sollte er ihn umbringen? Die Gedanken, die ihm zu Kriegszeiten eingeimpft worden waren, veranstalteten ein Spektakel in seinem Innern, das er sich niemals hätte träumen lassen. Seine Augen wurden rot vor Wut.

Während Leon versuchte, sich zu sammeln, wehrte Mia sich aus Leibeskräften. Sie schrie, trat und schlug um sich, doch alles half nichts. Der fremde Mann war stärker als sie und nutzte ebendies gnadenlos aus. Wimmernd versuchte sie, seine Hände fortzuschieben, doch er schlug ihr nur lachend ins Gesicht. Wieder huschten ihre Augen zu Leon, der wie eingefroren hinter dem Fremden stand und offensichtlich einen inneren Kampf austrug. Warum half er ihr nicht? Er musste doch sehen, was für Qualen sie erlitt, warum bereitete er ihnen kein Ende? Und plötzlich erkannte sie, warum Leon so aussah, als stünde er vor der Entscheidung seines Lebens. Als sein Blick den von Mia streifte, sah sie in ihm Wut, Verzweiflung- und Hass. Ein brodelnder, glühender Hass, den Menschen nur in Verbindung mit den schlimmsten Qualen entwickeln können. Menschen, die etwas erlitten hatten, das unmenschlich war. Menschen, die mitansehen mussten, wie etwas geschah, das in der Schöpfung nicht vorgesehen war. Menschen, die den Krieg erlebt hatten.

Soldaten.

Der Kampf in seinem Innern wurde unerträglich. Noch nie hatte er so empfunden. Leon wusste nicht, wie er mit den Emotionen, die ihn zu überrollen drohten, umgehen sollte. Er wollte zerstören! Er, der immer gegen den Krieg gewesen war, weil er mitangesehen hatte, wie es war, zu unterliegen. Alles zu verlieren. Aber die Wut zerrte an ihm wie ein Sturm, zog ihn hinunter, als befände er sich in einem Strudel und raubte ihm den Atem. Es war, als hätte ihm jemand ein Tuch vor die Augen gebunden. Langsam hob er die Hand, in der er seine Waffe trug. Er hatte Rache geschworen. Rache für seine Eltern, seine Schwester, Rache für das Leben seiner gesamten Familie. Das schwarze, gefühlscalte Loch kam zurück, vor dem er sich seit dem Besuch des abgebrannten Hauses gefürchtet hatte und benetzte seine Gefühle mit Dunst. Trauer konnte er nicht unter ihnen finden, doch auch die Angst konnte er nirgends entdecken. Das Loch wurde größer, schwoll an und drohte, ihn zu verschlingen. Schließlich sank Mia an der Wand herunter. Sie konnte sich nicht länger wehren. Er war einfach zu stark. Eine einzelne Träne lief an ihrer Wange herunter, rötlich gefärbt durch das Blut, das ihr aufgrund einer Platzwunde am Kopf langsam an der Stirn herabsickerte. Sie blickte auf. Leon stand gebeugt mit den Händen auf den Oberschenkeln immer

noch an derselben Stelle, während der Fremde ungeschickt mit einigen Kordeln hantierte. Mia vermutete, dass er ihr nun, da er sich an ihrem ausgelaugten Anblick erfreut hatte, die Hände binden würde, um sie gefügig zu machen. Doch sie empfand keine Angst mehr. Sie war zu erschöpft, um überhaupt noch klar denken zu können. Mit letzter Kraft hob sie ihren Arm. „Leon... Bitte... Hilf mir.“ Ein roter Schleier trübte ihren Blick. Langsam, wie in Zeitlupe, griff sie sich an den Kopf und spürte eine warme, semige Flüssigkeit. Dann verlor sie das Bewusstsein. Leon erzitterte, als er den Sog des Loches zu spüren begann. Der Abgrund war seinen Füßen schon gefährlich nah, als er ein letztes Mal aufblickte. Was er sah, versetzte ihm einen Stich in die Brust, der überraschend wehtat. Erschrocken lockerte Leon den Griff um den Abzug seiner Waffe. Was tat er hier eigentlich?! Die Dunkelheit des Loches begann aufzureißen und enthüllte an einer kleinen Stelle ein weiteres Loch- dieses war jedoch nicht schwarz, sondern erstrahlte in einem goldenen Licht. Leon verspürte keinen unaufhaltsamen Sog dorthin, nur ein Verlangen. Es rief in ihm den Wunsch wach, freiwillig hineinzutreten. Doch sobald er einen Schritt in die Richtung wagte, näherte er sich auch seiner Gefühlslosigkeit. Zerissenheit erfüllte ihn. Was sollte er tun? Es war nicht möglich, in das goldene Licht zu gehen, ohne vorher dem Sog des schwarzen nachgegeben zu haben. Leon schloss die Augen, er fühlte sich zittrig und ausgelaugt. Plötzlich hörte er eine Stimme, die sanft nach ihm rief. Er sollte ihr zu Hilfe eilen. Aber wie? Das würde nicht gehen, er würde sich damit selbst aufgeben. Andererseits... Hatte er ihr nicht schon einmal geholfen? Vor seinem Auge erschien, eingerahmt von einem goldenen Licht, Mia, die inmitten von heruntergefallenen Töpfen, Tassen und Tellern ihm entgegenblickte. Die Szenerie vermischte sich mit dem Geschmack nach Asche, Tod und Verlust, doch im gleichen Moment spürte er, dass dort etwas Neues war. Etwas, das vorher nicht dort gewesen war. Etwas, das sich anfühlte wie flüssiges Gold. Liebe. Er musste es versuchen. Was wollte er mit dem Alten? Die Angst zu versagen, machte ihn unsicher. Für einen kurzen Moment kehrte rote Wut zurück. Warum?! Warum hatte all dies sein müssen?! Die Welt war schlecht und niemand sollte mehr das Recht haben, sie zu zerstören. Vor ihm erstreckte sich wieder das vernichtete Los Angeles. All dies war die Schuld der Menschen aus dem Osten mit ihren kranken Ideen. Er schüttelte den Kopf. Es war an der Zeit, diesem Unsinn ein Ende zu setzen. Ein für alle Mal. Er erhob wieder seine Hand, der Finger lag ruhig am Abzug. Er zitterte nicht, so wie damals, im Krieg, Er wusste, was er zu tun hatte. Gleißendes Licht blendete seine Augen. Es war richtig so. Nur so bestand die Möglichkeit, eine heile Welt aufzubauen. Hier würde er beginnen. Eine Sekunde zögerte er noch. Dann drückte er den Abzug durch.